



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

geordnetsten Gesellschaftskreise hinuntergestreckt, daß man förmlich stolz drauf sein kann, in seinen Gesellschaftskreisen ganz unberührt davon geblieben zu sein. Den Wiener Sprachunrat aber, den wollen wir uns doch ein für allemal vom Halse halten. Das fehlte noch, daß die Sprache Lessings und Goethes hundert Jahre später durch Wiener Zeitungsdeutsch „aufgebessert“ würde!

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Münchener Flugschriften. Mit den „Modernen“ ergeht es uns wie mit den Sozialdemokraten. Begierig greifen wir nach jeder neuen Proklamation in der Hoffnung, endlich einmal nicht in Drakelsprüchen, sondern in gemeinverständlich, klaren Worten das Programm der Gemeinde zu erhalten, und immer wieder werden wir mit Sätzen abgesselt, bei denen sich wahrscheinlich die Eingeweichten etwas bestimmtes denken, die aber für die Außenstehenden eine verfängliche Ähnlichkeit mit den Thronreden Sarastro's haben. Auch die von Dr. M. G. Conrad, der ja wohl die Würde des Hohenpriesters der Modernen bekleidet, herausgegebenen Münchener Flugschriften (1. Die Moderne, Vortrag von M. G. C. 2. Deutsche Lyrik von heute, Vortrag von D. J. Bierbaum) bieten nichts Neues, als die Mitteilung, daß in München eine „Gesellschaft für modernes Leben“ unter Dr. Conrads Vorsitz gegründet worden ist. Die Gesellschaft „stellt sich zur Aufgabe die Pflege und Verbreitung modernen schöpferischen Geistes auf allen Gebieten“ und veranstaltet zu diesem Zwecke Vortragsabende, an denen „einschlägige Fragen theoretisch und durch Vorlesung moderner Geisteswerke jeder Gattung beleuchtet werden.“ sie wird eine „freie Bühne“ errichten, Sonderausstellungen von „die gehörenden bildenden Künstler“ veranstalten und endlich eine Zeitschrift herausgeben — wohl eben die Flugblätter. Daß die Moderne modern ist, geht allerdings aus diesen Sätzen hervor, denen sich die Verlagshandlung mit der Versicherung anschließt, sie sei „mit dem modernsten Letternmaterial reichhaltig assortirt.“ Leider klären uns auch diese Lettern nicht auf, denn abgesehen von einigen Schnörkeln an den Titelschriften sehen sie den allgemein gebräuchlichen täuschend ähnlich. Die fortwährende Wiederholung des einen Schlagworts macht uns nicht klüger, als den armen Poeten, dem seine Wirtin mit der Polizei drohte, der Schlußtrumpf: „Weiß er, was die Polizei ist? Das ist die — Polizei!“

„Haben wir jene Summe eigenartiger geistiger Frucht auf allen Feldern der wissenschaftlichen, literarischen, künstlerischen und sozialen Welterneuerung (!), daß wir uns einen positiven Inhalt zu dem Begriff der Moderne in reicher Mannichfaltigkeit leisten können?“ fragt Conrad und antwortet sich selbst: „Ja, wir haben sie; also! . . . die Hand ans Werk!“ Auf staatliche Fürsorge dürfe nicht gewartet werden. „Der harmonische, vernünftige, menschlichele Neubau des Lebens muß vor gefährlichen Krisen behütet werden,“ daran will die Gesellschaft mitwirken durch

Grenzboten I 1891

Eintreten „in Wort, Schrift, Kunstwerk, Beispiel für das Ideal der sozialen Gerechtigkeit,“ durch Umbahnung „einer Umwertung der überlieferten konventionellen Ehrenwerte.“ „Wir wagen zu glauben, daß der unsterbliche Siegesheld der Zukunft eine andre Gestalt haben, daß er als bescheidener Mann in den Reihen seiner Mitmenschen stehen wird, ohne Denkmalssockel unter den Füßen, ohne feierliche Worte von Posaunenengeln, aber auch ohne den Jammerschrei von Tausenden im Konzerte seines Ruhmes.“ Dann wandelt er an Fremdeschand vergnügt und froh ins bessere Land.

D. S. Bierbaum befließigt sich wenigstens einer originellen Ausdrucksweise. Er will „lügenhafte Falschberichte“ entkräften (wahrscheinlich durch wahrheitsgetreue Falschberichte), er „greift die große litterarische Agonie unter dem Namen der Epigonenperiode,“ ihm genügt nicht der „immer dünner und verblässener gewordene Geist verschwundner Größe,“ „die Phantasie soll wahrhaft herzenskünstig“ sein. Weniger originell ist die Behauptung, erst die Lyrik von heute habe das soziale Glend ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt. Wir haben schon wiederholt bemerkt, daß diese Schule gern mit vieler Geringschätzung von der deutschen Dichtung der letzten sechzig Jahre spricht, sie aber nur sehr oberflächlich zu kennen scheint. Sie scheint nichts davon wissen, daß schon einmal die ganze Romantik in das alte Eisen geworfen worden ist, daß schon einmal der Dichter, der nicht als Hochverräter am Geiste der Zeit in Verruf kommen wollte, wohl noch von Freiheit, Männerwürde, aber nicht mehr von Lenz und Liebe und seliger goldner Zeit singen durfte, sondern von Konstitution, Preßfreiheit und Schwurgericht, und daß den Politischen die Sozialen folgten, die Beck, Freiligrath, Büttmann, Dronke und viele andre, die Lieder vom armen Mann, vom armen Sünder, von der Nähterin und vom Landproletarier anstimmten; selbst der sanfte Alfred Meißner führte seine Muse, die sich allerlei Modentrachten gefallen lassen mußte, eine Zeitlang „mit dem Rotzack am Gewande“ vor. Ihre Götzen hatten auch sie, die hießen Ludwig Feuerbach, Beranger, Thomas Hood, wie die heutigen Nietzsche, Zola, Ibsen und Tolstoi. Die Gedichtsammlungen von damals werden jetzt freilich in den Buchläden so wenig zu finden sein, wie wahrscheinlich in einigen Jahren die Hefte von Hendell, Conradi u. s. w. Aber es giebt ja auch in München Antiquare und eine berühmte Bibliothek, die eins oder das andre Buch angeschafft haben könnte, als es noch „gefährlich“ war. Ob die Bekanntschaft mit den Jungen von einst die „Grünen“ (welchen Spottnamen sie jetzt, frei nach den Geusen, zu Ehren bringen wollen) befriedigen werde, ist eine andre Frage. Jenen fehlte es gewiß nicht an Selbstgefühl, sie glaubten die Alten gründlich abgethan zu haben, gaben sich wohl auch Mühe, die Gegenwart durch düstere Zukunftsbilder zu ängstigen. Doch wußten sie noch nicht, daß es die Aufgabe des Dichters sei, das zu schildern oder zu erfinden, was Ekel, Trost- und Hoffnungslosigkeit erregen kann, und an einem gewissen Respekt vor bedeutenden Persönlichkeiten, wenn sie auch nicht ihrer Nichtigkeit angehörten, frankten sie noch. D. S. Bierbaum aber nennt die „Selbsterkenntnis“ eines jungen Münchners, der beklagt, daß „Großes der frühern Zeiten die schaffende Kraft der Spätergeborenen lähmt“ — Selbstentmannung. Selbsterkenntnis ist Selbstentmannung: kann es etwas Bezeichnenderes geben für die Krankheit „von heute,“ den Größenwahn?

